**Zeitschrift:** Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur

**Herausgeber:** Franz Otto Schmid

**Band:** 6 (1911-1912)

Heft: 8

Rubrik: Umschau

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 21.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wie ein König, der von erhabenem Standort auf das begeisterte Bolk niedersschauend, es erhobenen Herzens begrüßt. Er war jung.

Und so erging es der ganzen Stadt. Alles drängte sich in die Straßen und nahm Anteil. Das Leben seierte einen Triumph, und als die Studenten die Fackeln auf dem Marktplatzusammenschleuderten, ertönte ein tausendstimmiges Bivat!

Der Wirkliche Geheimrat Prof. Dr. Maier lächelte, als er das Fest mitansah, und lobte seine Landtagsrede mit Befriedigung. Rarl Sax



Eine Umicau im Welichland muß not= wendigerweise einmal auf die Baufunst tom= men. Denn überall regt und bewegt sich's von Karrern und Kärnern; bergehohen Staub wirbeln die Kraftmagen auf, wenn fie durch den Schutt all dieser Bergangen= heit und Auferstehung fahren, und eben wird mir, während ich an meinem Tische unentwegt arbeite, der lette Ausblic auf den Leman vermauert, der doch eigentlich der Daseinsgrund der Stadt Lausanne ist. Drang und Plan stehen in dem Dreied Neuenburg, Montreux, Genf im bedenklich= ften Berhältnis zueinander. An einsichtigen und vorschauenden Leuten fehlt es nirgends. Der Maler Trachsel hat schon in den neun= ziger Jahren eine Flugschrift herausgegeben, worin eine entschiedene Baubewegung und warme Seimatliebe gepaart waren. (Wie dieser Feuerkopf überhaupt eine Menge sehr zeitgemäßer und uneigennütiger Borichläge ausgehedt hat, deren Ausführung und Früchte freilich andere an sich genommen und eingeheimst haben. Glüdlicherweise gehört er aber nicht zu jenen Märtprernatu=

ren, die ihre Mitmenschen mit Klagen und Borwürfen belästigen, wenn ihnen einmal einer einen wohlverdienten Ruhmestitel weggeschnappt hat; er tut einfach wieder ei= nen neuen Fund.) Aber so hell das Licht war, es hat nicht weit und lang geleuchtet. Montreux kommt dank der Beutegier seiner Bodenkönige nur noch durch das Wunder seines Klimas in Betracht. Lausanne ist nicht viel beffer daran. Statt daß es die Borwölbungen seiner Hügel mit dem angenehmen Schwung terrassenartig angelegter Straßen schmückte, was köstliche neuzeitliche Stationswege ergeben hätte, hat es robe Geraden ichneidend und zerfegend über 50= hen und Tiefen ausgesandt. Wenn es ihm gegeben war, daß die Säuser in artiger und friedlicher Abstufung sich des Ausblicks auf den See und der Sonne freuen konnten, so muffen jest alle ihre Gesichter den inhalt= losen Stragenzügen zutehren und offenen Mundes deren Ausdünstung und Wirbel einatmen. Bolltommen ift die Berwirrung in der Oberftadt. Gin Altertum ums andere wird abgeriffen. Und bald fagt man sich für diesen Fall vom Heimatschutz los und wünscht, es möchte gleich alles überkommene verschwinden, damit wenigstens eine annehmbare neue Einheit entstehe. Dieser Wunsch erhält auch dadurch einige Berechtigung, daß seit kurzem zwei, drei Bauten entstanden sind, die einigermaßen vorbildlich wirken dürften.

Der eine Bau ist eine Neubelebung des Berner Barocks, und dient der waadtländi= ichen Sypothekenbank. Der andere ist ein ungemein geschmeidig in die schwierigsten Raumverhältnisse hineingefügter reiner Geschäftshausbau und gehört der eidgenössi= ichen Bant. Die überlieferung im einen, die gerade, flare und sachliche Bauart im anbern Gebäude gereichen ben Schöpfern, Brugger und Laverrière, zu hoher Ehre. Beide Säuser sind ordentliche Naturen und prägen ihrer Umgebung in starker und eigentümlicher Weise Haltung auf. Schade, daß das Hotel Gibbon seine hübschen Ver= hältnisse durch ein neu aufgesetztes Stockwerk verliert. Das ist es ja überhaupt: un= ter den hiefigen Unternehmern und Bestel= lern herrscht der wildeste Amerikanismus.

Steht Lausanne immer noch besser da als Montreux, wo die Landstraße zwischen den himmelhohen Gasthöfen hin zum dun= feln und lebensgefährlichen Engpaß gewor= den ist (ahnlich wie in St. Morit!), so steht Genf baulich über Lausanne. Ein unbeding= tes Loblied ist freilich durchaus nicht angebracht. Die Art, wie z. B. die inwendig ge= wiß unleidlich gewordenen Säuserketten der Rues Basses gelichtet und erweitert werden, ist manchmal herzzerbrechend. Aber gewisse Neubauten entbehren nicht der anziehend= sten Baugedanken. Bor allem gilt dies zur Beit von dem ichmuden, ichlichten, straffen Geschäftshaus des schweizerischen Bankvereins. Die Plane stammen von dem Archi= tekten Fatio. Es ist ein Bergnügen nachzuwandeln, wie er die Vornehmheit des 18. Jahrhunderts, die Linienlust des Direktoriums und die einfache Behäbigkeit der Ressauration aus den Nachbarstraßen her in sein Geviert überleitete und doch ein für eine lebendig stolze Großbank taugliches und werbendes Gehäuse schufe. Noch mehr als jenen hervorragenden Zierden von Lausanne möchte man ihm Nachahmer (auch in Lausanne!) wünschen. Denn diese Modernität ist, wenn sie durchdringt, geeignet, den Widerspruch von Stadt zu Land, der nachgerade allzu schreiend ward, zu lindern und den übergang von der Geschäftsmitte zur Gartenkolonie herzustellen.

Freilich, auch mit den Gärten steht es schlimm. Wenn sie nicht von Bahnen und Baulinien zerschnitten und zerstückelt werden (wofür der stolze Name Avenue nur ein dürftiges Entgelt ist), so sehnen sie sich in gebrückter Langeweile ganz offenbar nach Umformung und Anpassung. Aber es wird noch eine Weile dauern, bis zwischen dem sterbenden Park und den Allerweltspflanzungen um die Palaces herum ein Ausgleich gefunden wird. Auf Anregungen wird eifrig gesahndet. Aber zurzeit nimmt der Sport noch zu viel Regsamkeit des Leibes und der Seele in Anspruch.

Diese nach neuen Ruhepunkten in der Flucht des Lebens auslugende Unrast besherrscht auch die Dichtung der Westschweiz in weit höherem Grade als die der östlichen Kantone. So viele Werke und Namen ales mannischen Klanges ich mir vergegenwärstige, in ihnen allen stedt nicht halb soviel Zersahrenheit und Beklemmung als in einer einzigen Schrift eines Philippe Monnier, eines C. F. Ramuz, einer Roelle Roger. Orsbentlich vor Angst bebend und von Zielsstrebigkeit wie durchkrampst ist der letzteren neuestes Buch "Bon einer Liebe zur andern". Aber daß diese meine übersetung der Auss

schrift des Romans diesen ja nicht mißdeute! Für Noelle Roger gibt es nur zwei Mög= lichkeiten in der Liebe. Die Erde und der himmel schließen sich gegenseitig aus. Rund heraus gesagt, ist für mein Empfinden das Mystische solcher Auffassungsart höchst un= annehmlich; es geht übrigens aus der Schilderung auch keineswegs hervor, wie sich das Busammenleben der zwei Menschen insfünftig gestalten soll. Die Ate des Alter= tums fonnte die Binde nicht strenger um die Stirnen ziehn. Fast drollig tönt und lärmt aus der Einsamkeit der Entfernten das Sausen ihrer Autofahrten zu zweien. Aber gerade da liegt die örtliche Wahrheit der Erzählung. Im Genf Calvins und der Sochfinang von heute muffen Weltluft und Weltflucht wieder merkwürdige Gegensätze zeitigen. Insofern entrollt das durch und durch empfindungsechte Buch den Borhang über einem der eingreifendsten und national bedeutungsvollsten Vorgänge in der Rhonestadt. Gerade wenn man ihn so be= trachtet, gewinnt das dramatisch leidenschaftlich hingeschriebene Werk an Wert. Auf jeden Fall darf es ernste Beachtung erwar= ten, wo immer ein waches Gewissen in un= serem Bolke auf die Zeichen der Zeit lauscht.

Eine Stimme aus dem Verborgenen ist auch die nachdenkliche Sprache und Verkünstigung des Waadtländers C. F. Ramuz. Seine Bauerngeschichten durchbrach zu guter Stunde ein kräftiger Vorstoß, ein Roman, Aimé Pache, peintre vaudois. In manschem Stück beinah ein Ebenbild des Künstlers, den Zola einst in einem seiner grausamseindringenden Romane, in L'Oeuvre, darstellte, erinnert Aimé Pache auch oft an unsern Tino Moralt. Und nah genug an inneres Elend führt das Dasein auch diesen vor lauter wählerischer Feinheit behutsam Zusrückhaltenden hinan.

Am geradesten gehen die Maler ihres

Weges. Hodler hat's wie jener Ritter in der schwäbischen Kunde, kummert sich einen Pfifferling um die Siebe, die Migverstand und übelwollen ihm versetzen, und läßt ein Meisterwerk nach dem andern unter seiner Sand hervorgehn. Jest arbeitet er zumeist an dem Wandgemälde für das Rathaus zu Sannover. Er soll darstellen, wie die Reformation dort eingeführt worden ist, und es berührte mich mit eigenem Reize, als mir dieser schlichte Mann und freie Geist erzählte, wie er, auf Geschichtswerte gestütt, an die Aufgabe herantreten wollte. "Die Hanno= veraner bestimmten einen Tag, wo sie über die Frage abstimmen wollten. Mit Soff= nung und Bangen ging man allerseits zu Werke. Reiner hätte voraussagen mögen, wie die Stimmen fallen würden. Siehe ba, allesamt waren sie für den neuen Glauben. Bon glückseliger überraschung hingerissen, standen sie zu feurigem Eidschwur Mann an Mann in den Ring."

In diesem Zeichen der Hingabe an eine edle Sache sehen wir den Künstler selbst, sehen wir aber auch, mit ganz andern Ideaslen, seine Zeitgenossen wirken, daß es eine Freude ist. Zu frohem Ausblick aus dieser Umschau heraus möchte ich des Malers Otto Bautier gedenken, des Darstellers heitern Zeitgefühls. Seine Ausstellung in Basel und bald auch in Zürich ist ein Paradies.

Dr. Johannes Widmer

Jürcher Theater. Oper. Auch aus dem März hat die Opernchronik nur von Gastspielen, nicht von Novitäten zu berichten. Zunächst absolvierte Herr Bender aus München ein drittes Gastspiel als Wotan in der "Walküre", wiederum mit großem Erfolg. Es folgte ein dreimaliges Gastspiel von Frau Hermine Bosetti, ebenfalls von der Münchner Hospoper. Die Künstlerin trat hier als Traviata, als Frau Flut in den "Lustigen Weibern" und als

Susanne in "Figaros Hochzeit" auf. Alle drei Borstellungen zeigten das Gepräge ei= ner feinen, durch und durch geschmadvollen Das Spiel war durch unzählige, reizend erfundene Detailzuge belebt; kein einziger darunter fiel aber aus dem Charatter des Studes oder der Figur heraus. Frau Bosetti verschmäht es durchaus, auf den Augenblickserfolg hinzuarbeiten; bei ihr gibt es feine der wohlfeilen Effette, die nur dadurch zu erreichen sind, daß der Rünstler die Einheit der darzustellenden Persönlichkeit willfürlich zerstört. Sie bringt freilich dazu alle Vorzüge einer großen Schauspielerin mit, vor allem ein Mienenspiel von einer Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit, wie es nur wenige Opernsängerinnen ihr eigen nennen fön= nen. Figuren, denen sonst leicht etwas Ronventionelles anhaftet, gewannen unter ihren händen poetisches Leben. Zumal die Traviata haben wir noch nie so poetisch spielen sehen. Herrscht bei den meisten an= deren Rünstlerinnen theatralische Senti= mentalität oder vulgäre Sinnlichkeit in der Wiedergabe der Rolle vor, so erschien Frau Bosetti als das innerlich edle, im Grunde unschuldsvolle Mädchen, das widrige Umstände ins Unglud getrieben hat, - als die "Berirrte", wie sie Dumas und Berdi ge= träumt haben. Es war fein Bunder, daß sich während des Bortrags der Gartenarie, die sie als Susanne sang, eine eigent= lich weihevolle Stimmung über das Haus lagerte; dieser Susanne, die so gar nicht leichtfertige Kammerzofe, so gang liebende Braut war, glaubte man diese herrlichen Tone. Außerdem verfügt Frau Bosetti über eine reife Gesangstunst und eine in allen Lagen wohltlingende Stimme.

Im übrigen ist nur eine tüchtige Neueinstudierung des "Othello" von Verdi zu erwähnen, sowie der Umstand, daß diejeni= gen Recht hatten, die bei Anlaß des "Fischelen Bauer" von Fall meinten, ein einsfältiges Rührstück ziehe immer noch mehr als eine einfältige Bosse. "Der fidele Bauer", diese Neuauslage von "Mein Leopold" ist hier zu einem Zugstück geworden wie schon lange keine Operette mehr. E. Fueter

- Schauspiel. Der Monat Mara brachte im Pfauentheater Ernit Sarbts fünfaktiges Trauerspiel "Gubrun". Nachbem uns Ernft Sardt in feinem durch den Schillerpreis ausgezeichneten "Tantris" immerhin eine bemerkenswerte artistische Leistung geboten hatte, mar man auf sein neuestes Werk, das durch das Berliner Lessingtheater aus der Taufe gehoben worden war, gespannt. Die Burcher Aufführung war nur durch die hervorragende Regieleitung und durch eine liebevolle Darftellung bemerkenswert. Das Werk selbst ent= täuschte. Es mußte für jeden Ginsichtigen enttäuschen. Mehr noch wie beim "Tantris" sette sich hier der Rolog des epischen Stoffes den Fingern eines Bildners entgegen, der fich schließlich damit begnügte, den unbeweglichen Stein, den er nicht ins Rollen bringen tonnte, auf seine Art ju zieren. Man fann es nicht genug wieder= holen: es heißt einen reichen machtvollen epischen Stoff, der nur in der epischen Technit seine bochsten Schönheiten offenbaren tann, verarmseligen, auspowern, verzwergen und verderben, wenn man ihn mit der dramatischen Sedenschere auf einige Atte gurechtschneidert. Es beißt den Unter = schied der dramatischen und epischen Motipe gröblich verkennen, wenn ein Autor glaubt, ein jedes Motiv tonne auf man= nigfaltige Art technisch gelöst werden. Das Gudrunlied ift ein Stoff, der fast in jedem seiner Teile der dramatischen Bearbeitung widerspricht. Sardt fürzt den Stoff dermaßen, daß er auf sein Drama jeden andern Titel hätte schreiben können, ja, er rückt den Stoff so zurecht, und wendet das Motiv dergestalt, daß man den Gudrunstoff kaum wieder erkennt. Das eigentliche Gudrunmotiv liegt in den Geibelschen Strophen:

> "Das Meer ist tief und herbe, Doch tieser ist die Pein, Bon Freund und Seimaterbe Allzeit geschieden sein, Doch herber ist, zu dienen In fremder Mägde Schar, — Und hat mir einst geschienen Die güldne Kron' im Haar."

Sehnsucht nach der Heimat am Meer, am sturmausgewühlten, am herben Meer, dessen Stürme gefräßig die Brust ansallen, ans Herz greisen, Mart und Seele frieren lassen, die Ferne schweisende tränenvolle Blid in der Kälte der rauhen Fremde verglast. . . . Einsamteit und Verslassenheit einer Königlichen, deren Hoheit bei niederster Arbeit, bei schärsster Mißshandlung wächst.

Gudrun, die hohe, herbe Frau, heldenhaft, voll Größe in der Saltung und im Auge, ift eine traftvolle germanische Gestalt, wie man sie heut im Friesland noch sieht, eine Frau, der hartes Saar auf dem Saupte steht. Was ist bei Hardt aus dieser sagenhaften Gestalt gewor= den? Ein Beib, fast ein Beibchen, das an Stelle der Kraft den Willen sett, an Stelle der großen Leidenschaft den Krampf der Liebe, an Stelle der Hoheit den weiblichen Stolz. Die dichterische Bewegung im Gudrunlied wird durch den Kampf gesett. Man denke nur an Wate und ben Kampf auf dem Bülpensande! Wandern, Raub, Berfolgen, Kampf, Drang, Morden — ungemilderte Gegenfate - das sind die Elemente des Gu= drunliedes. Da sich diese Dinge meistens gar nicht dramatisch fassen lassen, er= fann hardt eine fogenannte innere Sand= lung und machte aus der Gudrun eine "psychologisch-interessante" Figur. Sagenfigur auf Nerven stellen, heißt eine Redengestalt verzwergen, jeder moderne menschliche Zug, den der Dichter einer Sagenfigur verleiht, verkurzt die Gestalt. Diese Ersahrung hat Hebbel, Richard Wagner und Paul Ernst gemacht. Hardts Gudrun erweist nichts anderes als dies: daß die sagenhafte Recenwelt mit ihren übermenschlichen Magen nur in der episch en Technik glaubhaft darge= stellt werden kann.

Auch die Sprache Hardts ist in diesem Werke nicht so reich. Seine Sprachkraft ist dem Stoffe keineswegs gewachsen. Aufsallend ist, wie der Dichter bestimmte Vorsstellungsgruppen immer wieder verwendet, so sprechen seine Menschen sehr häufig von ihrem Vlut. Das geht so weit, daß sich meine Aufmerksamkeit auf jede Wiedersholung des Wortes unwillkürlich einstellte. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß auch dieses Werk an mancher Stelle von der Kultur der Hardtschen Sprache einen hohen Begriff gibt.

Alfred Reuder führte selbst die Regie. Ich habe mittlerweile die "Gudrun" am Lessingtheater in Berlin gesehen. Der erste Att ist in Berlin gut, im Pfauentheater ist die Turmzinne nicht zu machen. Dagegen gesiel mir der 3. und 5. Att, wie ihn Alfred Reuder ausgedacht hatte, wesentlich besser! Die "Gudrun" brachte dem Fräulein Annie Ernst einen wohlverwienten Ersolg. Besonders hervorzuheben wäre ferner die Leistung des Herrn Cziemeg als Wate, des Herrn Hart mann als Herwig.

Zu erwähnen ist noch das mehrere Abende umfassende Gastspiel von Rosa Bertens, die uns eine Strindbergseier bescherte. Sie gab am zweiten Abend in Ihsens John Gabriel Borkman die Ella Rentheim, am dritten Abend die Frau Warren in Shaws "Frau Warrens Gewerbe" und wiederholte den Strindberg-Abend auf Wunsch nochmals im "Pfauen".

Die hohe Kunst der Bertens ist an dieser Stelle schon wiederholt gewürdigt worden. Das Gastspiel wurde auch diesemal ein voller Erfolg, besonders bei dem Shawschen Werke. Es will mir bedünken, daß, bei aller Anerkennung der Leistung, der Dialektik einer Bertens eher die Partie von Frau Borkman läge, als die der Ella Rentheim.

"Der Rujon", ein Charafterschwant des Zürcher Schriftstellers Adolf Bögt = lin, konnte der Referent krankheitshal= ber nicht besuchen. C. F. Wiegand

Basler Theater. Schauspiel. Die Misere mit unserm Schauspielrepertoire dauerte im ganzen auch in diesem Monat fort. Während in der Oper allerlei Schönes geboten wurde, konnte man Schauspiel das Gefühl einer unendli= chen Gleichaultigkeit der leitenden Kräfte gegen die ernste Kunft nicht loswerden. Immer wieder erschienen jene ältlichen Lüden= büßer, die man sich ja hin und wieder gern gefallen läßt, aber eben nur als Ausnahme. nicht als Regel. Wie eine Dase in der Wüste wirkt jedes wahre Kunstwerk, das bei uns aufgeführt wird; so am Anfang des Mo= nats Sauptmanns "Weber", am Ende "Richard III." von Shakespeare. "Die Weber", jenes düstere, schreckliche Bild menschlicher Not, die weder Silfe noch Soff= nung kennt und sich darum nur in wilder Berstörungswut entladen fann, wenn der Druck unerträglich wird — diese künstle= risch so ansechtbare und doch so gewaltig, so

elementar wirkende Tragödie eines hilf= losen Proletariats — "Die Weber", haben wir jett, zwei Jahrzehnte nach ihrem Er= scheinen, zum erstenmal auf unserm Theater gesehen! Die Schuld an dieser langen Berzögerung soll die persönliche Abneigung eines nun verstorbenen Mitaliedes der Theaterkommission tragen! Nun, sei dem, wie ihm wolle; wir haben diese stärkste, ergreifendste Dichtung Sauptmanns nun gesehen, und sie hat gewirkt, wie wohl kaum am ersten Tag ihres Erscheinens, denn die Menscheit ist seitdem immer mehr in die Probleme, die ihr zugrunde liegen, hineingewachsen. Und sie wird auch noch dann wirken, wenn die soziale Frage gelöft oder wenigstens in den Sintergrund geschoben ist von andern drängenden Fragen und Nöten, benn es ist in ihr eine gange Zeit mit ihrer Art fünstlerisch festgehalten und in ergreifenden Bildern dargestellt. Was wol= Ien dagegen all die technischen Mängel be= sagen, die dem Werk anhaften und es vielleicht theatralisch weniger wirksam machen?

Noch ein zweites Mal ward uns in diesem Monat Gelegenheit gegeben, unser Theater auf der Höhe seiner fünstlerischen Aufsgabe zu sehen, bei der Aufführung von Shakespeares "Richard III." Sier sah man mit Freude und Betrübnis, was unser Theater technisch und schauspielerisch zu leisten versmag — wenn ihm nur eine würdige Aufsgabe gestellt wird. Der technische Apparat sunktionierte ausgezeichnet, die Schauspiesler waren alle auf der Höhe und gaben sich mit Ernst und Freude ihrer Aufgabe hin; der Genuß wäre vollkommen gewesen ohne das bittere Gefühl: Warum wird uns so etwas nicht öfters geboten?

Den Schluß des Monatsrepertoires bildete eine Novität: "Im Klubsesse lei", ein Lustspiel, dem freilich jeder höhere Wert fehlt, das aber wenigstens den Vorzug einer gemissen Modernität besitzt. Die Sandlung strott von Unwahrscheinlichkeiten. Die beiden Grafen Teta-Lannatich, Bater und Sohn, zwei raffinierte Lebemänner und Genüßlinge, sind bei ihrem Leben in Schönheit, ohne es zu merken, finanziell ruiniert worden. Ihr Schlok wird ihnen über den Kopf weg versteigert, und die es versteht, ist - die Tochter des alten Grafen und seiner geschiedenen Gattin, die heimlich in England geboren und dann von einer puritani= ichen Freundin der geschiedenen Gräfin erzogen wurde. Diese Tochter ist auch die Uni= versalerbin des ganzen mütterlichen Bermögens, von dem sie allerdings einen Teil an Bater und Bruder abgeben will, aber nur unter der Bedingung, daß sie ihren Le= benswandel ändern. Entrüstete Ablehnung von Seiten der beiden Grafen, die ihre Koffer paden, das Schloß verlassen und in die benachbarte Naturheilanstalt ziehen, um einer reichen und schönen jungen Dame den Sof zu machen, die einer von den beiden heiraten soll. Da die leichtsinnigen Grafen wohl beide in die Dame verliebt find, aber keiner sie heiraten will, da ferner auch sie beide gleichmäßig liebt, so bleibt die Sache lange unbestimmt, bis sie schlieglich — unnatürlich, aber modern — nicht den Sohn, sondern den Bater nimmt. So endet alles in Minne, um so mehr, als auch das puritanische Schwesterlein unterdessen durch den Einfluß eines liebenswürdig= leichtsinnigen Betters Leutnant und durch thres Vaters Gleichnis vom Klubsessel befehrt — sich der Weltanschauung ihrer Faanschließt. In dem erwähnten Gleichnis des Grafen: daß auf all die vielen, die an der Herstellung eines Klubsessels arbeiten, auch einer tommen muffe, der sich drin ausruhe — in diesem Gleichnis ist der Sinn des Ganzen ausgesprochen. Eine ge= wisse Wahrheit liegt darin: es gibt tatsach= lich Menschen, die zu einem liebenswürdi= gen Lebensgenuß wie geschaffen sind. Aber ob die Mitmenschen diesen Unspruch auf den weichen Sit im Alubsessel im Leben so bereitwillig anerkennen, wie in dieser Ro= mödie, das ist doch sehr die Frage. Nicht nur die unerwartet auftauchende Millionen= tochter, auch die so rechtzeitig erscheinende reiche "Partie", und die gefällige alte Freun= din des Grafen sind gewiß nicht die Regel auf dieser Erdenwelt! Nun, wenn man über all diese Unwahrscheinlichkeiten wegsieht und den Anspruch auf fünstlerischen Wert schön zu Hause läßt, so kann man sich im= merhin bei dieser Komödie amusieren, da= für sorgt nicht nur der unverfrorene Leicht= sinn der gräflichen Nichtsnutze, sondern auch die drolligen Eigentümlichkeiten einiger Re= benfiguren des Stückes, vor allem des Lei= ters der Heilanstalt, des Naturapostels Ro= lumbus Vogelsang und seiner Patienten. Es ist ein Stück, das man sich wohl gefallen ließe, wenn man nur nicht dafür um andere, wertvollere Genuffe fame!

Berner Stadttheater. Oper. Als ich die Louise von Charpentier zum erstenmal hörte, da war ich auch begeistert. Es war im Ausstellungsjahr in Paris; ich hatte meinen ersten Ausflug aus dem heimischen Nest gewagt, nun schien mir die Oper, die als Sensation der Saison dem Grünspecht sowieso imponierte, den Inbegriff alles des= sen zu bieten, was ich von Paris erhoffte und erwartete. Sie schien mir den ganzen Zauber der Stadt, der ich die ganze Begei= sterungsfähigkeit eines jungen — damals noch Poetenherzens - entgegenbrachte, zu verkörpern. Das ungebundene, sorglose Le= ben der Künstlerzigeuner, die improvisier= ten Keste des Montmartre und des quartier latin, das geheimnisvolle Erwachen der Riesenstadt, die Midinettes von der rue de la paix : alles fand sich hier beisammen,

so recht ein Repräsentationsstück für die Ausstellungszeit für alle Fremden, die alle mit denselben Traumbildern nach Paris tamen. Neben all den Palästen, die an der avenue des nations, die den Geist der ver= ichiedensten Länder und Städte beschworen, hatte hier in der Komischen Oper Paris sein eigenes Abbild zur Schau gestellt. Ich habe oft stundenlang vor den geschlossenen Türen der Kasse in Schnee und Kälte gestanden, um mir einen Plat zu erobern; aber nach und nach, je mehr ich Paris kennen lernte und von der Oper mehr verlangte als eine ganz außerhalb des Kunstwerkes liegende Anregung der Phantasie, wurde ich auch fritischer, und als ich später mit etwas rei= ferem Urteil in München die Louise wieder hörte, da wollte ich fast lächeln über meine einstige Begeisterung. Und doch bewahrte ich in dankbarer Erinnerung an das, was mir Louise einst gewesen, ein gewisses persönliches Verhältnis zu der Oper und freute mich, als sie nun nach langen Jah= ren auch auf unserer Bühne erschien. Dop= pelt freute mich, daß die Oper, die mit großer Sorgfalt und Mühe, mit großem Aufwand in Szene gesett wurde und trot ihrer bedeutenden Schwierigkeiten sehr be= friedigend herausgebracht wurde, beim Bublikum eine so begeisterte Aufnahme fand. Der Name Paris ist ein "Sesam öffne dich!" das in den Herzen aller ein Zauberschloß auftut voll unaussprechlich reicher Schätze, der allein schon alle Saiten aller Gemüter anschlägt und zum Alingen bringt, so daß für die fritische Beurteilung des Runft= werkes kaum mehr Raum bleibt. Und was wollte nun Charpentier und was hat er gebracht? Wagners großzügigen monumentalen Götterstil überträgt er in reale bür= gerliche Verhältnisse. Diese Absicht ist an sich natürlich nicht verwerflich, in der Fasjung Charpentiers aber unbedingt verunglückt. Was für Wagners stilisierte Götter und Selden geht, nimmt fich in dem bürgerlichen Werktagskleid tomisch aus. Bei Wagner ist alles, der Stoff, die Worte und die Musik in eine Sphäre des Erhabenen gehoben, wir sind der Wirklichkeit entrückt und fönnen ihm deshalb auch unbedentlich folgen. Er schafft seine Welt, wie es da zu und hergeht, das ist der Ausfluß seines selbstherrlichen Willens. Anders bei Charpentier. Er führt ein naturalistisches Gegenwartsdrama uns vor, möchte auf der einen Seite den konsequenten Naturalismus gewahrt wiffen, mutet uns aber dann gu, ihn, mit seiner stilisierten Musik umrahmt, genießbar zu finden. Im wirklichen Leben singen nicht einmal in Paris die Arbeiter beim Mittagessen nach dem Muster Wotans. Und ob der Wagneriche Gott fingt: Gib mir den Speer! ober ob der Pariser Tagelöhner singt: Gib mir die Zeitung! kommt unfrer Meinung nach nicht ganz auf eins heraus. Und ob uns die Gralserzählung oder eine alltägliche Nachricht aus dem Petit Journal gesungen werde, ist auch nicht gang einerlei. Und daß die Suppe Sarfengliffandobegleitung wird, wirkt unwillfürlich komisch. weder man bleibt im Naturalismus und bann bleibe man fonjequent, oder man lasse die Leute singen, und dann sei man sich klar, daß der Boden der realen Wirklichkeit verlassen ist. An einigen Stellen hebt sich Charpentier zu einem erfreulichen Anlauf, aber dazwischen liegen endlose Streden dürftiger Ode, wo sich die Musik mühsam dahinschleppt, weil nun doch einmal nach Wagners Vorgang das Musikdrama stets Musik verlangt.

Unser Theater hatte rühmliche Unstrengungen gemacht, um das schwierige und sehr anspruchsvolle Werk herauszubringen. Der Ersolg war auch sehr anerfennenswert; die Leistungen standen auf wohltuender Höhe, die Einstudierung war sorgfältig und die Ausstattung der Wichtigkeit, mit der man die Oper nahm, entsprechend. Hätte man sich den Helden von Montmartre (Krause) gesanglich etwas zusverlässiger, die Louise (Frl. Scherer) etwas temperamentvoller gewünscht, so war doch der Gesamteindruck durchaus befriedigend. Besonderes Lob verdiente wiederum Frl. Dannenberg, die als Mutter eine wundersvoll abgerundete Leistung bot.

Doppelt deprimierend war nach dieser Aufführung die Wiedergabe des Don Juan. Sier hatte man nun die gewaltigste Oper, und die Wirkung der Aufführung war eine gähnende Langeweile. Eine solche Wirkung zu erzielen ist auch eine Tat für ein Theater, aber nicht gerade eine rühmliche. Nun wird es wieder heißen, Mozart sei halt für unsere Zeit doch über= lebt und langweilig, nur darf man das an= standshalber nicht sagen. Eine solche Aufführung ist ein Verbrechen an Mozart, eine unstatthafte Kreditschädigung. Wird wieder einmal Mozart aufs Programm gesett, so bleiben die Leute zu Hause, weil sie sich nicht langweilen wollen und nachher doch nicht das Wort haben sollen. Man verhieß uns den Don Juan nach dem Mufter der Münchener Aufführungen, aber die Reise von München bis Bern bauert von Mittag bis Mitternacht. In München weiß man, daß Mozart und gerade sein Don Giovanni die höchsten Anforderungen stellt, daß unsere heutigen Sänger, durch Wagner und Strauß verdorben, eine Mozartrolle nur mit größ= ter Anstrengung anständig herausbringen; in Bern fann man sich an bas Stud magen nach einer Orientierungsprobe, so war we= nigstens das erzielte Resultat. Es ist der Ruin Mozarts, wenn die Sänger alle so ichwerfällig find, jeden Ton mit vollem Munde und mit dem Bruftton der überzeugung singen, wie das bei Wagner angebracht ist, wenn jeder übergang von einem Ton zum andern mit einer sichtlichen Unstrengung erzielt wird, wenn der Fluß der melodi= ichen Linie stets unterbrochen, wenn jedes Tempo von vorn bis hinten verschleppt wird. Wenn wir auch wohl wissen, daß unser Kapellmeister, Herr Collin, kein Mottl ist, so hat er doch mit vielen neuern Aufführungen gezeigt, daß er besseres kann als eine solche Don Juan-Aufführung, die bei jedem Schritt bis zu den Knien in den Morast einsinkt. Was Mozart von dem Leiter und den Darstellern verlangt, ist vor allem Intelligenz, das Singenkönnen setzt er als selbstverständlich voraus. Herr Knappe und Fräulein Eisenhart suchten noch einiges zu retten, aber umsonst, und selbst Fraulein Listen, auf deren Donna Anna wir uns freuten, wurde von der allgemeinen Klebrigkeit angesteckt und blieb weit hinter un= sern Erwartungen zurück. Die Stilwidrig= feit der ganzen Aufführung tam am drastischsten und konzentriertesten in der Leporelloarie zum Ausdruck, statt eines sprü= henden Champagnerreizes blieb nur der Geschmad von abgestandenem Bier. Im letzten Aft vermißten wir vieles Gewohnte ungern. So furchtbar hat sie sich noch selten gerächt, die Stilmidrigkeit. Mozart als Füllsel zwischen die Zugopern einzuschieben. Einen solchen Raub an ben höchsten Gütern unseres fünstlerischen Besitzes möch= ten wir nicht oft erleben. Für Mozart ist das Beste noch lange nicht gut genug.

— Schauspiel. Es ist eine alte Tradition unseres Theaters, gegen Ende der Saison noch möglichst viel von den zu Anfang gegebenen Versprechungen einzulösen. So ist auch dies Jahr das Repertoire wieder recht reichhaltig, wenn schon die Theatermüdigkeit im Publikum sich gestend

zu machen beginnt. über die schönen Früh= lingstage und die längeren Abende können aber selbst die lockendsten Theaterzettel nicht weghelfen, und die Reihen der Zuhörer lichten sich immer mehr. Zwei einhei= mische Aufführungen und zwei Gastspiele standen im Bordergrunde des Interesses. Maxim Gorkis Name und Werke ha= ben ein paar Jahre lang im Mittelpunkt der literarischen Aufmerksamkeit gestanden; man stellte ihn neben und über Tolstoi und Diese Sochflut der Begeiste= rung hat aber erstaunlich rasch einer Ebbe der Ernüchterung weichen muffen. Als der Tamtam schwieg, erkannte man, daß er mit dem sittlichen Ernst Tolstois überhaupt nicht in Bergleich gebracht werden dürfe, und daß Tschechow ein ganz anderer Beob= achter und Schilderer ist. Gorki hat durch sein Vorleben das Vorurteil eines unüber= trefflichen Naturalisten, eines gewaltigen Predigers erzeugt; aber seine Erzählungen und sein Nachtaspl zeigen nur, daß er trot dieser einzigartigen Vorbedingungen uns aus dem Leben der Armsten der Ar= men nicht mehr zu berichten weiß als jeder, der diese Bustande nur vom Sorensagen tennt. Gerade in seinem "Nachtaspl", das seinen Ramen am populärsten machte, ist auch nicht ein einziger Zug, der auf tieferes Erleben, auf icharfes Beobachten ichließen läßt, und ber tolstoische Einschlag an ethischem Pathos beweist nur, wie himmelweit die beiden Potenzen voneinander abstehen. Es ist ein äußerliches Theaterpathos, es find ungefährliche Gemeinpläte, die zu aufgebauscht wirksamen Theatereffetten Es ist ein Stüd, das geschrieben icheint, auch vom satten Bürger mit einem wohlig behaglichen Gruseln gesehen zu wer= den. Man stelle Hauptmanns "Weber" da= neben, so verblagt Gorfis Naturalismus zu einem Salonnachtasyl. Man schaut durch

ein wohlvergittertes Fenster unter polizei= licher Bededung neugierig in diese fremde interessante Welt wie in einen Räfig, in dem sich gefährliche Eisbären zu unserm Bergnügen tummeln. Das "Nachtasyl" ist der typischste Bertreter der Modeströmung. die am Burschaustellen der verworfensten Nachtseiten der Menschheit Gefallen fand. Und immer blidt die heimliche Freude des Berfassers an seinen Prachtegemplaren ver= tierter Menschheit durch, die auf das Bublikum, das in weißer Fradbinde und steifem Vorhemd dasitt, ungeheuer wirken muffen. Diefer unangenehme Beigeschmad wird nur noch erhöht durch das Salbadern des Propheten, der nur hier in den Reller herunter gestiegen scheint, um sich jedem dieser armen Teufel gegenüber als Seili= ger zu fühlen. Auch vom dramatischen Standpunkt aus wirkt das Stück unbefriedigend; lose Kinematographenbilder ohne Absicht und Ziel, als den, einen gräueln= den Ausschnitt aus dem Leben des Elends zu geben, und was soll uns dieser Ausschnitt auf der Bühne, wenn er uns nicht mehr gibt als der Kinematograph? Auch wenn man sich in russische Zustände versett, so kann man sich nur schwer eine tiefere Wirkung, eine höhere ernste Absicht vorstellen. Das Stück erscheint vielmehr als ein für kulti= vierte Bühnen zurechtgestuttes Werk. Daß es Zugstück war und, wie es scheint, blieb, verdankt es dem äußerlichen Umstand, daß es den Schauspielern durchweg zu prächtigen Rollen verhilft. Rein Wunder, daß diese mit Leib und Seele dabei sind. Die Aufführung an unserer Bühne war denn auch eine ganz famose und zählt unstreitig zu den vollendetsten Leistungen dieses Winters. Ge= radezu als vorbildlich muß die Regie Kauers genannt werden, dem ein großer Teil des Erfolges zugeschrieben werden darf. Jede einzelne Rolle war in den

besten Händen, und jeder bot eine schöne absgerundete Leistung, an der man sich freuen konnte.

Eine andere sehr befriedigende Leistung war die Wiedergabe von Grillparzers "Jüdin von Toledo", die weniger bühnenwirksam, aber dafür künstlerisch hoch= bedeutend ist. Nur äußerst schwer und lang= sam eroberte sie sich die Bühne - zum großen Teil dant der Runst Josef Rainzens, der durch sein Spiel das Hauptgewicht auf die Hauptperson, den König, legte und dadurch eigentlich erft den Schlüffel zum Berständnis des Kunstwerks gab — und ist nun eines der meistgespielten Stude Grillpar= zers geworden. Alfonso ist der Held des Stückes, der an der Liebesepisode mit der schönen Jüdin sich vom Kinde zum Manne heranreift. Der Titel und die Bezeichnung Tragodie find irreführend, denn die Jüdin ist nur das Mittel, das die Erziehung des Königs zu ermöglichen hat. Wenn man das Stück als einen solchen Läuterungsprozeß betrachtet, so wirft es vollkommen ge= ichlossen und fünstlerisch abgewogen. Leider stand auch bei unserer Aufführung die Jüdin als Heldin zu sehr im Vordergrunde — Berr Bogenhart ist eben, trothem er sich besonders in den späteren Atten sehr anerken= nenswert hielt, kein Kainz. Schuld an die= fer Berichiebung des dramatischen Gleichge= wichtes war auch die unzulängliche Besetzung der Rolle der Königin, die mit Maurique zusammen die Gegenspieler der Jüdin bilden sollte, sich aber als schüchterne Märtyrerin möglichst aus dem Gesichtstreis des Interesses verzog. Sie soll bei richtiger Auffassung ein vollgültiges Gegengewicht gur Jüdin darstellen, nicht eine vollständig gleichgültig lassende Nebenfigur. In der Wiedergabe, wie wir das Stück sahen, wirkt der Schluß grausam und als erzwungener Abschluk, nicht als eine befriedigende Lösung. Bon diesem Kardinalfehler, der aber weniger den Interpreten als der fünstlerischen Leitung zugeschrieben werden muß, abgesehen, hielt sich die Aufführung auf einer sehr er= freulichen Söhe, wie wir das bei unsern Klassikern gar nicht gewohnt sind. Jeder gab sich eine bemerkenswerte, nicht erfolg= lose Mühe. Das Interesse konzentrierte sich hauptsächlich auf den Gast des Abends, Fräulein S. Bane vom Dresdener Schaus spielhaus, die der Judin in physischer Sinsicht alles wünschenswerte entgegenbrachte. Mit lebhaftem, natürlichem Temperament verkörperte sie das schöne Naturkind, und zeichnete sich auch durch erfreuliche Berständlichkeit aus. Ihre Partner standen ihr aber keineswegs nach. Die Wiedergabe des alten Juden durch Kauer stellen wir unbedenklich höher. Wären nicht die Rollen der Königin und des Garceran so abso= lut unzulänglich besett gewesen, so hätte eine recht schön abgerundete Leistung erzielt werden fönnen.

Und nun die zwei Gastspiele. Frank Wedekind kam mit seiner Frau und führte uns den "Erdgeist" auf, ausgerechnet am Ostermontag, was dem Besuch starken Abbruch tat. Wir sind für das Gastspiel sehr dankbar, erlaubte es uns doch, einen der meistumstrittenen Autoren auf Grund einer denkbar günstigen Basis kennen zu lernen und beurteilen zu können. Wedekind ist das fleischgewordene Paradoxon, als Autor und als Schauspieler. Er schlägt einen geistrei= chen Burzelbaum um den andern, schlägt dabei dem Publikum ins Gesicht, verrenkt sich selbst aber auch dabei alle Glieder; er teilt nach allen Seiten Siebe aus und ist doch am Ende der Geschlagene, über den man lacht, den man bedauert, über den man sich ärgert, eins ums andere ober auch alles zugleich. Er amusiert uns köstlich -man weiß nie recht ob mit oder ohne Wil-

len — und man hat das Gefühl, er würde sich selbst am töstlichsten amusteren, wenn man ihn ernst nehmen wurde. Da und dort bleibt aber doch ein Widerhaken und erweist, wie belebend und fruchtbar auch diese lustige Welt im verzerrenden Sohl= spiegel ift. Nimmt man Wedekind ernft, so barf man keinen guten Faden an ihm lassen, nimmt man ihn nicht ernst, so tut man ent= schieden unrecht, denn er ift eine fünstleri= iche Potenz, die nicht weggeleugnet werden Er ist der Schule entlaufen und schneidet nun durchs Fenster Grimassen, die im Schulzimmer der guten Bürgerlichkeit großes Aufsehen erregen, standalisieren und doch den Neid nach der ungebundenen Freiheit des Draugenstehenden erweden. Barador wie seine Kunst ist sein Spiel. Er spielt wie der blutigste Dilettant und wirft doch auf den Vorurteilslosen, gerade durch diese Migtunft, durchaus seinen Absichten entsprechend. Die Wirkung ist menschlich. Eine echte und gute nicht fünstlerisch. Schauspielerin ist dagegen seine Frau; sie ist gerade so verwandlungsfähig, wie er in seiner Haut unbehülflich festklebt. Die üb= rigen Mitspielenden fanden sich mit Ausnahme des herrn Derzbach, deffen rührende Harmlosigkeit als Maler aus dem ganzen Gespinst paradozer Geistreichigkeit drollig herausstach, gut in das Milieu hinein und halfen der blutigen Tragödie des lustigen Taschenspielers mit zum Erfolge.

Eine wundervolle Unterbrechung des "literarischen" Theaters brachte das Gastsspiel der japanischen Truppe der Mme. Hanafo vom faiserlichen Theater in Tokio. Da war nichts von Literatur, sondern nur schauspielerische Leistung, aber Leistungen von so überragender Intensität, daß all unser Rezitieren mehr oder wenisger gehaltvoller Literatur dagegen versblaßte. Der überaus genuhreiche Abend

rührte an die tiefsten Probleme der Buhnenkunft, zeigte mit erstaunlich überzeugender Kraft, wie weit sich im Laufe der Ent= wickelung unser Theater vom wirklichen "Schau"spiel entfernt hat; gab einen Fingerzeig, der vielleicht für unser Theater eine ähnliche Sauerteigwirfung ausüben tonnte, wie er von Japan aus für die bildende Kunft ergangen ist. Was wir sahen, waren sicherlich nicht Produkte echter japanischer Runft, es waren fleine Stude für die Schaustellung im Ausland zugeschnitten, aber die Art der Wiedergabe, das Prinzipielle des fünstlerischen Ausdruckes war echt und je= denfalls für uns fremdartig genug, um uns zum Nachdenken anzuregen. Die primitiv= sten äußeren Borgänge liegen der handlung zugrunde, vor allem das Motiv der Ber= wechslung, das auf alle möglichen Weisen variiert wird. Man wird an die alte italienische Commedia dell' arte erinnert mit den stehenden Figuren und der frei improvisierenden Ausgestaltung einer kaum stidzierten Sandlung durch die Schauspieler. Unser Theater benützt die Kunst des Schauspielers nur zur sklavischen Wiedergabe einer fremden Gestalt mit Wort für Wort streng vorgeschriebener Rede, der sich jedes Gefühl und jede Bewegung unterzuordnen hat, einer Gestalt, die einem ihr fremden Ropfe entsprungen ist und deren Wesenheit nur in den feltenften Ausnahmefällen dem Schauspieler zugänglich ift; benn in ben Schauspielern stets den Autoren gleichwertige geistige Kapazitäten zu vermuten, wäre frevler Optimismus. Unsere Schausvieler tönnen nicht mehr schaffen, sie rezitieren mit mehr oder minder gutreffendem Berftand= nis und Geberdenspiel. Man mache das Experiment: Man stelle eine von unsern Schauspielerinnen auf die Bühne und lasse sie eine lange Viertelstunde allein, ohne jeglichen äußeren Vorgang das volle, stets

gespannte Interesse des Publikums in Anspruch nehmen. Dem zierlichen, graziösen japanischen Nippfigurchen ist dies gelun= gen, ein halbes Stück hindurch ist sie allein auf der Bühne und faßt in stillem Weinen, ohne jede große Geste, ohne jede schauspie= lerische Gebärde den Entschluß zum Selbstmord. Es war eine schauspielerische Lei= ftung, wie sie noch nie von der Buhne herab uns begegnet ist. Auch im dritten Stud, einer Posse trot des tödlichen Ausgangs, bestritt Mme. Hanako fast allein die Rosten, und das auf eine Weise, daß das Publikum sich vor Vergnügen kaum halten konnte, trozdem es kein Wort verstand. Das Spiel der Japanerin ist durchaus naturalistisch, aber dabei von einem so beglücken= den überreichtum an Beobachtung, von einer so herzerfrischenden Natürlichkeit, daß man seine helle Freude daran haben muß. Ob Mme. Sanako auch Charaktere darstellen fann, ob sie auch in unserm europäischen Sinne Schauspielerin, Gestalterin ift, das läßt sich nicht beurteilen; was sie uns bot, war rein deforative Kunst fürs Auge, aber auf diesem wohl ursprünglichsten theatrali= ichen Gebiet bot sie das denkbar Bolltommenste und Größte. Es war in gewissem Sinne eine Offenbarung, wenn auch wohl nicht japanischer Kunst, so doch der Schau= spielkunst im weitesten Sinne. Die Sprache und besonders die unangenehm berührenden Organe wirkten erst direkt komisch, bis man sich daran gewöhnt hatte, dann aber begleiteten die unglaublich rasch hervorgesprudelten Worte die wundervolle Augenweide wie das leise anmutige Plätschern eines zierlichen Brünnleins. Leider waren die Dekorationen einheimisch. Man kann nur bedauern, daß so wenige sich diesen selte= nen Genuß verschafften. Bloeft Schaffhauser Stadttheater. Am 29. März hat unsere drei Monate umfassende Theatersaison bereits ihren Abschluß erhal= ten. Für eine Stadt von der Größe Schaff= hausens ist eine Theatersaison von 12 Wochen gerade lang genug: als man vor ein paar Jahren einmal den Versuch magte, die Theatersaison auf sechs Monate auszudehnen, erlebte man ein klägliches Fiasko. Da in der Kleinstadt die Theater immer mehr oder weniger auf den Besuch der gleichen Leute angewiesen sind und diese zudem fort und fort durch die Presse an ihre "Pflicht", das Theater zu besuchen, erinnert werden, stellt sich nach Verlauf eines Vierteljahres leicht eine gewisse Theatermüdigkeit ein, die selbst durch zügige Mode=Operetten kaum mehr für ein paar Abende gehoben werden kann! Run, dem Ende der dies= jährigen Theatersaison kommt eine er= hehte Bedeutung zu: der 29. März 1912 ift für das Schaffhauser Theaterleben gleichsam ein historischer Tag. Frau Direktor Cornelia Donhoff trat nämlich nach sechsjähriger Tätigkeit von der Leitung un= seres Stadttheaters mit Ende dieser Saison zurück. Die Aera Donhoff - benn von einer solchen darf man füglich sprechen gehört bereits der Vergangenheit an. Es war ein gehörig Stud Arbeit für eine Dame, während sechs Saisons die Leitung eines (wenn auch kleineren) Stadt= theaters zu bekleiden. Wohlverstanden: mit der Geschicklichkeit und dem Kunstverständ= nis die Theaterdirektion zu führen, wie dies Frau Direktor Cornelia Donhoff von der ersten bis zur letten Saison getan hat. In den Huldigungsartikeln, welche die lokale Bresse der scheidenden Direttorin widmete, wurden die mannigfachen Berdienste dieser sechsjährigen Tätigkeit warm und rüchaltlos anerkannt, die offizielle Instanz, die Theaterkommission, hat sich diesen Worten der Dankbarkeit durchaus angeschlossen. Und in der Tat, in der Aera Donhoff hat sich das

Ansehen des Theaters nach außen außer= ordentlich gehoben. In der Auswahl der Stüde, in der Zusammenstellung des Repertoires besaß Cornelia Donhoff im ganzen eine recht glückliche Sand: sie scheute weder Rosten noch Mühen, um auf unserer fleinen Bühne die letten Novitäten in Aufführungen zu geben, die sich sehen lassen durften (so wurden z. B. in den letten Wochen noch Ernst Hardts "Gudrun", Hermann Bahrs "Die Kinder" gegeben). Durch beffere Sonorierung der Mitglieder ihrer Buhne gewann Frau Direktor Donhoff nicht nur bessere Kräfte — sie hob damit zugleich auch das moralische Ansehen des Stadtthea= ters, das in früheren Jahren hin und wieder durch unziemliches Auftreten einzelner Schauspieler (oder solcher, die sich Schauspieler nannten!) nicht wenig gelitten hatte. Lorbeeren erwarb sich aber neben der Di= auch die Schauspielerin Cornelia Donhoff, deren reife Darstellungs= funst sich vor allem durch vollkommene Sprachtechnik, tiefes Erfassen des Geistes, der in der Rolle liegt, und starte Empfin= dung auszeichnete. Bor allem in der Darstellung der modernen Frau hat Frau Direktor Donhoff, die in den letten Jahren als Vorsteherin des Städtebundthea = Schaffhausen = Solothurn auch in der Aarestadt als Schauspielerin brillierte, Vortreffliches und Hinreißendes geboten; bezeichnend ist, daß sie sich für ihren prächtig verlaufenen Ehren= und Ab= schiedsabend vom 27. März Ibsens "Nora" Mit der von überlegenem auswählte. Geiste erfüllten Darstellung der "Nora" hat sich Cornelia Donhoff von der Stadt Schaffhausen verabschiedet, welche der mannigfach verdienten Direktorin und Schauspielerin ein freundliches Andenken bewahren wird.

28. Wettstein

Basler Mufitleben. An der Spige einer Rückschau über das Musikleben in Basel muß die Aufführung des Gesangvereins stehen, die das deutsche Requiem von Brahms, jenes erhabenste Trauer= lied eines Sohnes um seine Mutter, im Münster wiedergab. Wenn auch die Begeisterung, mit der wir in jungen Tagen an dem Stüde gehangen, in manchen Teilen ei= ner nüchterneren Beurteilung Plat machen mußte, wenn auch die weihevolle Aufführung unter dem frischen Eindrucke von Brahm's Tode vom Jahre 1897 nie mehr zu erreichen sein wird, so wußte doch unser Kapellmeister herr h. Suter all jene findlich zarten Tone wieder so recht leben= dig und eindringlich vor uns erstehen zu lassen, und unter seiner Führung bewährten sich Chor und Orchester. Auch jest wieder gewann das Wert bei tieferem Eindringen und mehrmaligem Hören. Wie sehr es der Dirigent sich zu eigen gemacht hat, bewies neben dem Auswendig-Dirigieren die rest= los vollkommene Wiedergabe, zu der die Golisten herr Paul Boepple und Frau Lobstein = Wird wesentlich mithalfen.

In den beiden letten Symphoniekonzerten lernten wir in Frl. Marguerite Rollet eine intelligente, hochstehende Sopranistin, die Mozarts Arie aus der Entführung: "Martern aller Arten", in jeder Sinfict beherrichte, und in Berrn Berch Grainger aus London einen technisch vollkommenen Busonischüler fennen. Seine virtuose Kraft bewies er in Tschaikowskis Konzert, tönte aber auch feine, weichere Saiten in Stücken von Grieg, Chopin und Schumann an; leider hat er etwas von ber englischen Trodenheit noch an sich. Mozarts D-Dur-Symphonie stand im einen Konzerte in klassisch=vornehmem Gegensate zu dem himmelfturmenden Benvenuto Cellini von Berlioz: im andern bilbeten Brahm's

"Zweite" und Smetanas Orchester-Ballade "Sarka" die Eapfeiler.

Die letzte Kammermusik-Soirée brachte uns in Herrn Paul Ganzaus Berlin einen immer gern gesehenen Gast, der uns zusammen mit unserem Konzertmeister Kötscher die A-Dur-Biolinsonate Mozarts als erlesenen Genuß bescherte, daneben mit dem A-Dur-Klavierquartett von E. Chausson (1855—1899, Paris) auch interessantes Neuland betrat.

Ein Trio-Abend von Frl. Unna Segner, herr Zwengberg und herr Beismann stellte uns in dem D=Moll= Klaviertrio von Julius Weismann (op. 26) ein neues Werk des immer mehr sich Anerkennung erringenden jungen Freiburgers vor, der so ganz Blut von unserem Blute ift, ohne fremde Beimischung, und doch an klassischen Mustern geübt, uns in bescheidener aber innerlich stets wahrer und darum wirkungsvoller Art doch immer wie= der neues zu sagen hat. Das Feinsinnige, das in seinen Kinderliedern und in seinen Märchenkompositionen sich spiegelt, trat auch in dem neuen Werke wieder deutlich hervor und bewies, daß wir gut tun, den Entwidlungsgang dieses so überaus sympathischen Mannes im Auge zu behalten.

Neben einer Wiedergabe der neugefundenen Beethovenschen Jenaer Symphonie durch das unter Herrn Ernst Markees stehende akademische Orchester zeugten 16 Bortragsabende der Musikschule, der letzte nur mit Werken des preußischen Prinzen Louis Ferdinand besetzt, dafür, daß Basels Musiksehen in prächtiger Entwicklung begriffen ist.

Auch in der Oper herrschte reges Lesben. Hermann Wetzels "Wallsfahrt nach Mekka" erlebte ihre Uraufsführung und brachte dem Komponisten am Dirigentenpulte eine reiche Lorbeerspende.

Zwar steht dem funstvoll und launig geschürzten Anoten der verwickelten Handlung - Haffan und Zurema können sich aus Geldmangel nicht heiraten, die reiche Witwe Diona wallfahrtet nach Mekka, umschwärmt von zwei Anbetern, nimmt aber, um zur Kaaba Zutritt zu erhalten, für einen Tag Saffan als Interimsgemahl, mahrend der in sie ebenfalls verliebte betagte Scherif, eine alte Liebe von Dionas Mutter, von dieser wieder will erobert werden - feine entsprechende Lösung gegenüber, doch sor= gen die Geschenkfarawane im ersten, das Ballet im zweiten und eine Haremszene im dritten Afte für genügendes Leben und hübsche Bühnenwirkungen. Das ganze ist von hermann Wegel mit einer lebendigen, nie langweilenden, namentlich in den Tän= zen sicher wirkenden Musik zusammengehal= ten zu einem vergnüglichen, unterhaltsamen Stude voller Fröhlichkeit. Und wenn es auch dem Komponisten nicht gelingt, in ei= gener Kraft neue Wege zu gehen, so ist doch alles gesund und echt und übertrifft vieles von der zurzeit in Masse eingeführten auswärtigen Kunstware, namentlich wegen des bodenständigen Humors. An neu ein= studierten Werken sind Smetanas "Ber= faufte Braut", Wagners "Siegfried" und in Wagnerscher Bearbeitung Glucks "Jphige= nia in Aulis" zu nennen.

Endlich brachte der neugegründete Basler Bach-Chor unter Direktion des Münsterorganisten Herr A. Hamm neben zwei Bachschen Kantaten und einigen à capella-Liedern von Schütz eine Novität zu Gehör, ein deutsches Sanctus, nach einem Texte von Luther komponiert von Herrn K. H. David (op. 18). Das wirkungsvolle Werk für Chor und Orgel lehnt in seiner reichen Harmonik geschickt an alte Weister an, neben allem modernen Glanze der Farben. Der junge Chor konnte sich in diesem Stücke wie in den andern Nummern, bei denen ein mit dem Chore verbundenes kleines Streichorchester, verstärkt durch Blässer der Musikgesellschaft, mitwirkten, in seiner Lebenskrast beweisen. Unter den vier Solisten debütierte Fräulein H. Brenner, eine Schülerin von Frau Wirz in Zürich, als vielversprechende Altistin, während wir in Herrn Haas aus Karlsruhe einen aussdrucksvollen Bassisten kennen lernen konnsten.

Bom Sottinger Lesezirtel. Um letten diesjährigen Lesezirkel-Abende Lulu von Strauß und Tornen (geb. 1873 zu Büdeburg) eigene Gedichte und Balladen. Wenn die ersteren im allgemeinen tieferen Eindruck machten, als die letteren, so lag dies z. T. an dem un= endlich monotonen, ganz und gar undrama= tischen und unwirtsamen Bortrag, 3. T. aber auch an der übermäßigen Länge der als "Balladen" ausgegebenen poetischen Er= zählungen, die in bezug auf ihren Umfang wohl beispiellos dastehen dürften und in ihrem Charafter just die wesentlichsten Ei= genschaften der Ballade: fräftige Gedrungenheit und dramatische Steigerung, vermissen lassen. Löbliche Ausnahmen bilde= ten nur die wuchtige Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn und die erfrischende Episode von dem teden Bagen einer englischen Schönen, während ein Gedicht wie "Die Tulipan", bei aller Schönheit und Schlagfraft im einzelnen, als ganzes leider die Wirkung schuldig blieb, die es in strafferer Fassung zweifellos geübt hätte, und mit der Gaben von der Art der "Nonne", des entzückenden "Wiegenliedes" und der gehaltvollen Gedichte "Stimmen im Korn" und "Gott", um nur einige Beispiele zu nennen, erfreuten.

Wenige Tage vor dieser literarischen, wartete der Lesezirkel mit einer gesellschaft=

lich-fünstlerischen Veranstaltung auf, die bereits Wochen und Monate vor ihrer Ausführung das halbe gebildete Zürich in Bewegung gesett hatte, um nun — am 9. März - über 3000 festfrohe Menschen in ungedul= diger Erwartung auf ein und demselben Flede zu versammeln: Wir sprechen von dem "Altrömischen Frühlings= fest", zu dem Burthard Mangold ein so gediegenes Werbeblatt geschaffen und das sich zur Aufgabe gestellt hatte, das alt= berühmte Palilienfest, jene pompose Keier der uralten Frühlings= und Hirten= göttin Pales zu Rom, in historischer Pracht wieder erstehen zu lassen. Was ihm in ei= ner Beise gelang, die dem fünstlerischen Bermögen und der Energie der Beranftal= ter alle Ehre macht. Auf Einzelheiten hier einzugehen, verbietet uns leider die Beschränktheit des zur Verfügung stehenden Raumes. Statt dessen nur einige Worte über das Wesentlichste: Die Hauptsehens= würdigkeit des Abends bildete ein prachtvoll farbiger Triumphzug, der an die 500 Personen beschäftigte und dessen Evolution über eine Stunde dauerte. Das ganze "völ= tische", politische, geistige, geistliche und fünstlerische alte Rom war darin vertre= ten, und zwar nicht nur durch Kostüm und Außerlichkeit, sondern auch in seinen spezi= fischen Funttionen. Die Briefter opferten, Kaiser und Kaiserin wurde vom Bolke enthusiastisch empfangen und begrüßt, der Casar nahm die Huldigung von Künstlern und Gesandten, von Statthaltern und Senatoren entgegen, die Gladiatoren fochten ihre Kämpfe aus, und zu besonderer Augenweide führten die Sklavinnen der herbeigeeilten Königin Agnptens einige jener erotischen Tänze auf, deren Grundlinien wir von den Skulpturen aus der Zeit der Pha= raonen her fennen, worauf der Gott des Frühlings, der Jugend und der Schönheit mit seinem glänzenden sagenhaften Vortrab und Gefolge, worunter Satyrn, Nymphen, Faune, Mänaden und Zentauren nicht fehl= ten, das ganze Interesse auf sich und auf die unter seiner Ügide veranstalteten Tanz= evolutionen konzentrierte.

Ich erinnere mich nicht, je ein größeres Gepränge von gleicher historischer und fünst= lerischer Musterhaftigkeit gesehen zu haben. Man könnte ja einwenden, all dem wäre man zu wiederholten Malen bereits im Theater (Rienzi, Aïda, Cleopatra, Fest der Jugend usw.) begegnet, und es sei darum weder Aufzug noch Ballett des Festarrange= ments des Lesezirkels irgendwelcher Origi= nalitätswert zuzusprechen, wie er dem un= vergefilich aparten Engadinerfest vor zwei Jahren z. B. zweifellos eignete. Eine der= artige Auffassung brächte dann aber als einzig mögliche Konsequenz mit sich, daß wir den fünstlerischen Wert einer jeden neuen Rombination und Verwendung bereits vorhandener fünstlerischer Elemente überhaupt leugnen müßten, was ebenso willfürlich als ungerecht wäre.

Neben dem Triumphzug verdienen vor allem die Dekorationen des Festes Erwähnung, die in "täuschender" Weise den Palatin mit dem Tempel der Pales, der säugenden Wölfin auf hohen Säulen und einem weiten Ausblid über die ewige Stadt, die Thermen des Diokletian, die wundervollen stulpturgeschmüdten Gärten der kaiserlichen Villa am Meer, ein ulkiges Museum antiquum und die pompejanisch bewandete Taberna des Asinius Pollio auf den Plan zauberten. Endlich aber mögen noch die beiden famosen Bublikatio = n en genannt sein, die zu Ehren des Tages, resp. Abends, und zum heimlichen Gaudium aller Eingeweihten erschienen sind: die humorvolle Acta diurna mit ihrem reichen Gehalt an aktuellen Mitteilungen und Beiträgen und ihren fostlichen Illustrationen (die säugende Wölfin mit den bei= den Häuptern des Lesezirkels, als Zwil= lingspaar Romulus und Remus!) und die wahrhaft klassisch ausgestatteten Car = mina Romana, zu denen Roesch den unvergleichlich gelungenen Buchschmud im Stile pompejanischer Fresfen, das literarisch produzierende Zürich und seine Umgebung aber (Wiegand, Lienert, Blümner u. a. m.) eine Kette von luftigen Einfällen strogenden Lyrita in allen mög= lichen und unmöglichen Versmaßen beige= steuert hat. Wer die "Löwen" unter den tu= ricensischen Poeten und Vorzüge und Nachteile ihrer Seimatstadt im Lichte einer "ob= jektiven" Kritik kennen lernen will, ohne dabei auf den Tod ernst gestimmt zu wer= den, der versäume nicht, sich dieses köstliche Produkt einer Veranstaltung zu verschaffen, deren einziges Zeugnis von Dauer es repräsentiert.

Dr. S. Marfus

Burder Runftleben. Aus München, wo sie bei der Münchner Sezession zu Gast war, ist eine Kollektiv-Ausstellung der Künstler ber Wiener Sezession zu uns herübergekommen. Manches der besten Bilder, wie Max Lenzens aus Reproduttionen bekannte Romposition "Eine Welt", Schmoll von Eisenwerths Interieur "Weiße Rosen". Maximilian Liebenweins "Anbetung der Könige", Oswald Rour' "Lungauer Reiter" 2c., ist an der Isar geblieben. Der Rest etwas über 300 Stud - füllt die Räume des Runsthauses, mit seiner erstaunlich legitimen Pracht ungefähr die Mitte haltend zwischen der erzentrischen "Neuen Künstlervereinigung München" und dem blutlosen Rünstlerbund blassen und "Bayern", an beren Stelle er unser Auge nun fesselt. Großartige Talente und Offenbarungen darf man auch von diesen neuen

Ausstellern nicht erwarten, besonders nicht in der Landschaft, die wohl die schwächste Seite der Kollektion bildet. Bes= ser als mit ihr ist es schon mit dem Porträt bestellt, das in Otto Friedrich. Schmoll von Gisenwerth, Ferdi= nand Kruis und Ludwig Wieden respektable Vertreter gefunden hat, und mit dem Figurenbild, darin die meisten der ausgestellten Künstler mit beson= derer Lust und Gewandtheit sich zu tummeln scheinen. In vorderster Reihe stehen da wohl die Produtte jener Maler, die im Sinne Klimts in ihrem Schaffen vorzüglich de= torativ wirken wollen. Sierher gehören der oben genannte Otto Friedrich mit seinen schwungvollen und graziösen Tänze= rinnen, Maximilian Liebenwein mit seinen minutiösen aber koloristisch reichen Kompositionen (Marias Gang übers Gebirge, Die neue Zeit), Friedrich Ro= nig mit seinem ornamentalen Theater= fries und Frang Wacik mit seinem selt= samen "Königskinder"-Triptychon. Im Gegensatz zu ihnen erklärt sich Oswald Roug in seinen von farbigen figurlichen Erscheinungen, besonders Reitern und Pferden, belebten aparten Schneelandschaften für einen frischen und keden Realismus. Das diesem verwandte Bild vom "Alten Gazda" des Polen Wladislaw Ja= rodi will uns schon weniger behagen; was ihm fehlt, das ist die wundervolle Einheit von Figur und Natur, die bei Rour so er= staunlich in Erscheinung tritt und die wir

auch bei Schmoll von Gisenwerth, freilich in ganz anderer Weise (In der Laube, Der Blumenstock), wiederfinden. Eine derbere Note als dieser schlägt Bla= stimil Sofmann in seinen beiden Madonnen und dem etwas posierten Bilde "Mit dem Sarge" an. Er ist der "Buri" unter seinen Landsleuten, wie Bermann Grom = Rottmaner der îpezifii che Münchner; man schaue sich nur seinen rassigen "Karneval", die flotte Impression "Morgenstunde" oder gar das Pärchen "Kraft und List" einmal daraufhin etwas genauer an. Gang brillante Sachen bieten die beiden hier bereits vorteilhaft bekannten Dachauer Walter Klemm und Carl Thiemann, die sich auch als Graphiter mächtig hervortun; es sei nur an ihre feinen Farbholzschnitte und des lettern wundervoll leuchtende Zeichnungen erinnert. In der Graphik ist auch sonst das Schwergewicht der Ausstellung zu suchen. Einem Radierer von der Phantasie und Großzügigkeit Rudolf Jettmars begegnet man wahrlich nicht alle Tage, voll= ends nicht einem von der Bielseitigkeit und genialen Gestaltungsfraft Ferdinand Schmugers, von dem wir eine geradezu flassische Kollektion von nicht weniger als 70 Nummern, darunter eine stattliche Anzahl Hauptwerke, zu Gesicht bekommen! Diese überragende Künstlerschaft allein ichon verdient reichlich einen Besuch. Man wird sie gleich umfassend sobald nicht wieder genießen können. Dr. S. Martus

